

**TRANSATLANTISCHE BÜRGERSCHAFT.
Betrachtungen zur deutschen und amerikanischen Wissenschaftskultur.
Festrede anlässlich der Verabschiedung von Konrad H. Jarausch**

Michael Geyer

Wenn wir die Rede von den transatlantischen Unterschieden wirklich ernst nehmen wollten, dann müsste auf die deutschen *laudationes* ein amerikanischer *roast* folgen, aber dieses Rösten seiner Persönlichkeit und ihrer liebenswerten Ticks will ich Konrad Jarausch dann doch im deutschen Umfeld ersparen. Allerdings geht es auch hierzulande nicht mehr so ur-deutsch zu wie in früheren Zeiten – als Mark Twain etwa 1892 auf den Historiker Theodor Mommsen anlässlich einer Festveranstaltung mit mehr als tausend Studenten traf, die beim Eintreffen des großen Mommsen „rose and shouted and stamped and clapped and banged their beer-mugs“. Man kommt nicht umhin, hier einen gewissen Zivilisations-Fortschritt zu sehen.

Mark Twain führte weiter aus – und ich folge hier dem Princeton Historiker Tony Crafton, der sich an dieser Stelle selbst karikiert sehen mochte: „[Theodor Mommsen] was to me only a giant myth, a world shadowing specter, not a reality. The surprise of [encountering him] can be only comparable to a man’s suddenly coming upon Mont Blanc, with its awful form towering into the sky, when he did not suspect he was in the neighborhood. I would have walked a great many miles to get a sight of him, and here he was, without trouble, or tramp, or cost of any kind. Here he was, clothed in a titanic deceptive modesty which made him look like other men. Here he was, carrying the Roman world and all the Caesars in his hospitable skull, and doing it as easily as that other luminous vault, the skull of the universe, carries the Milky Way and the constellations.“

Der moderne Professor, so muss man folgern, ist Historiker, wobei wir in aller Bescheidenheit, hier Martin Heidegger folgend, vielleicht auch noch die Physiker zu den essentiellen Professoren rechnen wollen. Dieser Professor ist, wenn nicht ein Gott, so doch jedenfalls ein Naturwunder, eine sublime Erscheinung, in dessen Anwesenheit der einfache Mensch, zumal aus dem Mittleren Westen, erschauert – oder jedenfalls erwartet und auch fordert, erschauert zu werden. Dieser moderne Professor ist dann schließlich auch ganz unverkennbar deutsch, selbst wenn es ihn, bei allen Ausnahmen im Einzelnen, in Deutschland nicht mehr so gibt. Konrad Jarausch und wir anderen deutschen Bildungsemigranten der sechziger und siebziger Jahre, sicherlich auch die Austauschstudenten der frühen Nachkriegszeit, haben noch die letzten Vertreter dieses genialen Titanengeschlechtes erlebt. Sie sind aus ihrer Heimat vertrieben worden und haben vielleicht deshalb ihre professoralen Eigenschaften besonders rein erhalten, und so sehr ihnen auch die Vereinigten Staaten fremd anmuten mochten, haben sie doch – wenn auch längst nicht alle – in oft obskuren Orten eine neue Wirkstätte gefunden, weil eben der deutsche Professor und weil eben die deutsche Universität

die Quintessenz und das Modell der modernen Forschung und Lehre war, welche die Amerikaner nachahmten. Das war eine sehr unfreiwillige Form der transatlantischen Bürgerschaft.

Nebenbei und unter uns Historikern: Es gibt kaum ein besseres Beispiel für die verquere Modernität und Progressivität Deutschlands als das deutsche Hochschulwesen (und vielleicht noch, in Potsdam durchaus erwähnenswert, das Militär, aber diese Debatte führt uns in Teufels Küche.) Es ist gewöhnungsbedürftig, geniale oder titanische Forscherpersönlichkeiten wie Mommsen als modern und umstürzend zu sehen, aber dieses Stück Gewöhnung ist durchaus der Sache angemessen. Denn die Verbindung von progressiver Wissenschaft und Elitenbewusstsein war durchaus nicht so irrational, wie das in einem demokratischen Zeitalter scheinen mag. Die Begründung der modernen Wissenschaft im Geist des Idealismus und Neuhumanismus (und der autokratischen preußischen Bürokratie) wird dadurch in ihrer umstürzenden Modernität nicht abgewertet, dass diese Umwälzung institutionell und sozial aufgrund ihres Elitismus im 20. Jahrhundert abgestürzt ist. Hier steht eine deutsche Geschichte, ihrer Modernität und ihres Scheiterns angesichts der demokratischen Herausforderung – diese Geschichte wird nicht zuletzt eine Geschichte von Bildung und Ausbildung sein müssen – jenseits des Nachkriegs-Paradigmas an.

Nun kennen Sie alle die weitere Entwicklung in ihren Grundzügen und ich will sie deshalb nicht auswalzen. Die Vereinigten Staaten hatten durchaus ihre eigenen Universitäten und Colleges – etwa die University of North Carolina, an der Konrad Jarausch unterrichtet, als der ältesten staatlichen Universität der Vereinigten Staaten – und waren also so ungewaschen und ungebildet auch nicht. Aber deren vormoderne Curricula und Lehrkörper, ähnlich wie diejenigen in England, wurden umgestürzt in der Auseinandersetzung mit der revolutionären Entwicklung der deutschen Forschungsuniversität und ihren professoralen Forscherpersönlichkeiten. Des Weiteren, weil die Deutschen in Deutschland ihr modernes Erbe verraten und weil die Amerikaner es anverwandelt und gepflegt haben, ist der Geist der Hochschule nach Westen gewandert und hat jene Blüte des amerikanischen Hochschulwesens hervorgebracht, die vielen heute in Deutschland als Vorbild gilt. Transatlantische Bürgerschaft, so entdecken wir, ist ein Produkt nicht zuletzt des Wissens-Transfers, in dem die Hochschulen eine entscheidende Rolle spielen.

Ich will Mark Twain's Charakterisierung von Mommsen ein letztes Mal in Erinnerung rufen. Twain wusste durchaus den deutschen Geist zu schätzen. Aber er wusste auch, woher er kam, aus dem Mittleren Westen, und wofür er stand, für Gleichheit und Demokratie, weshalb er denn Herrn Professor Dr. Theodor Mommsen sowohl mit großem Respekt, aber auch mit einer gehörigen Portion Ironie begegnete. Anders und genereller ausgedrückt: Das amerikanische Hochschulwesen war so erfolgreich, weil es Elemente des deutschen Hochschulwesens aufgegriffen hat, um sich mit Hilfe dieser Anleihe ein umfassendes System der post-sekundären Ausbildung und Bildung zu schaffen. Die Amerikaner – tausende, ja zehntausende von ihnen – hatten in Deutschland gelernt, was es

heißt, Hochschullehrer zu sein. Aber sie waren so erfolgreich, weil sie, eigentlich noch bevor die Massen an die Universitäten und Colleges strömten, ein durch und durch amerikanisches Hochschulwesen für ein Zeitalter der Massen geschaffen haben. Die ersten Transatlantiker in diesem Sinne waren also die Amerikaner, die sich an Deutschland orientierten, um dann allerdings ihre eigene Sache zu machen.

Lassen Sie mich zur amerikanischen Hochschullandschaft nur soviel sagen (und ich weiß, ich spreche Konrad Jarausch hier aus dem Herzen), dass wenn Sie in Deutschland unentwegt auf Harvard oder Stanford starren, Sie nie verstehen werden, warum die Vereinigten Staaten so erfolgreich waren, zumal wenn Sie obendrein denken, dass Sie ausgerechnet dort finden, was einstmals an der Berliner Universität vorzufinden war. Wenn Sie letzteres suchen, schauen Sie sich besser die Hebrew University in Jerusalem oder Johns Hopkins in Baltimore oder die University of Chicago an – und werden dort auch auf den Zusammenhang von Forschung, (relativer) Armut und innerweltlicher Askese treffen, die Sie ja aus Deutschland kennen.¹

Ansonsten würde ich die Staats-Universitäten von North Carolina, Michigan, Wisconsin und Texas zur Veranschaulichung empfehlen und, als unverwechselbar amerikanische Alternative der postsekundären Erziehung im Massenzeitalter, das University of California- oder das SUNY-System. Der Genius der Massen-Universität lässt sich wohl am Besten in Kalifornien erkennen. Sein Begründer, Clark Kerr, gehört zu den Titanen des Universitätswesens des 20. Jahrhunderts ebenso wie Mommson in das 19. Jahrhundert gehört. Bei einer kritischen Adaption des kalifornischen Traumes der meritokratischen Egalität wäre den deutschen Hochschulen einiges an Reformkrisen erspart geblieben.



Foto: Paul Benedikt Glatz

Wie dem auch sei, das Fazit dieser kleinen Digression besteht darin, dass die Bereitschaft zu lernen, gerade auch vom Ausland zu lernen, die Voraussetzung

¹ Wer etwas genauer hinschauen will: Die University of Chicago, genauso wie Johns Hopkins, leiden daran, dass sie im Unterschied zu den in dieser Hinsicht sehr viel klügeren, lehre- und praxis-orientierten Elite-Hochschulen wie Princeton, Harvard oder Stanford zu viele Akademiker produzieren und zu viele Kinder von Bildungsbürgern anziehen; denn diese gründen keine dot.coms und machen keine Wall-Street Karrieren - und schieben deshalb auch nicht mal locker 100 Millionen über den Tisch.

jeder erfolgreichen Hochschulreform ist. Das Borgen reicht aber nur dann zum Vorteil – und dies möchte ich als Leitgedanken festhalten – wenn Sie ihre eigenen Qualitäten kennen und ihren eigenen Erwartungshorizont setzen.

Es gibt viele Gründe, warum dieser Lernprozess in Deutschland nach 1945 trotz einer ganzen Reihe von interessanten Ansätzen – ich denke hier einerseits an die sowjetische Besatzungszone und die frühe DDR und andererseits an die westdeutschen Reform-Initiativen der sechziger und siebziger Jahre, wie sie sich etwa in Bielefeld oder Bochum niederschlugen – nicht vorangekommen ist. Das ist für Historiker nicht zuletzt deshalb so interessant, weil die Entwicklung nach 1945 ganz im Gegensatz dazu stand, was nach 1806 geschah. Damals hatte Preußen eine niederschmetternde Niederlage erlitten – und diese, wenn auch verkürzt gesagt, mit einer umfassenden Reform der Wissensorganisation beantwortet. Natürlich war damals mehr im Spiel, aber die umstürzende Bewegung des frühen 19. Jahrhunderts treibt doch den Kontrast zu der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg hervor, als der Neubeginn doch sehr gebremst war. Im Rückblick auf die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts ist das wohl Erstaunlichste, dass bei aller Verbal-Radikalität im Westen (und bei allem sozialistischen Aufbau im Osten) nur ganz Wenige richtig neu anfangen wollten. Intern gehört der Widerstand gegen eine kritische Aufarbeitung der Vergangenheit des Hochschulwesens ebenso zu diesem Syndrom wie eine Erinnerungskultur, die über der Aufarbeitung der Vergangenheit die Gegenwart verpasste. Was die externen Beziehungen angeht, so wird man hinzufügen wollen, dass bei allem *re-education*-Eifer das amerikanische und sowjetische Hochschulwesen eben doch sehr deutsch geprägt waren. Ein neuer Anfang, wenn dieser denn tatsächlich gesucht wurde, jenseits der Wiederaufnahme älterer und verschütteter oder zerstörter Traditionen, war nur schwer vorstellbar. Zu grundstürzenden Neuerungen jedenfalls kam es nicht. Die Neugestaltung des Hochschulwesens kam deshalb bei fortdauernder und anstrengender Bewegung nicht so recht vom Fleck, weil auch die Erneuerer ihr Glück in der nachbessernden Wiederholung sahen, weshalb Höchstleistungen in der Forschung – ich denke hier nicht zuletzt an die neuere und neueste Geschichte – dann auch immer wieder von der Misere der Lehre und der Verstimmung der Lehrenden ein- und überholt wurden. Daran hat sich bis heute nicht viel geändert.

Diese nur sehr begrenzte Fähigkeit zur Reform ist eine erhebliche Vorbelastung angesichts der Herausforderungen des 21. Jahrhunderts. Das ist nicht einfach deshalb so, weil nun erneut eine große Reformrunde – Stichwort: Bologna-Prozess und Exzellenz-Initiative – ins Haus steht. Vielmehr stellt sich im Hier und Jetzt erneut mit großer Dringlichkeit die Frage nach Demokratisierung und Globalisierung. Diese hatte sich zum ersten Mal im späten 19. Jahrhundert gestellt, als die grundlegende Weichenstellung für das „kurze“ 20. Jahrhundert mit der Verteidigung von Elite und Nation gegen Demokratie und Globalisierung gesetzt worden ist. Es liegt nahe zu denken, dass man in dieser Situation nur das 20. Jahrhundert zu wiederholen braucht – dieses Mal allerdings, indem man die Sache richtig macht und das tut, was die Amerikaner vor hundert Jahren gemacht

haben, nämlich zu demokratisieren und zu internationalisieren. Dies allerdings ist meines Erachtens eine kurzschlüssige Lösung der anstehenden Probleme – im Grunde eine Fortsetzung der Nachkriegs-Paralyse mit anderen Mitteln.

Lassen Sie mich, um diesen Zusammenhang einigermaßen zu verdeutlichen, noch einmal kurz den Faden der transatlantischen Beziehungsgeschichte – dieses Mal nicht mit Mark Twain, sondern mit Konrad Jarausch – aufgreifen. Im rechten Licht betrachtet, gehört Konrad Jarausch zu den späten Nachfahren des Riesen-Geschlechts der deutschen Forschungsprofessoren. Das wird ihn zwar ärgern, denn er hat sich immer dagegen gewehrt, wie etwa sein Ausreißen in die USA und seine Anfänge in Laramie an der University of Wyoming bezeugen. Aber er ist doch in diese Nachfolge eingetreten. Ich würde gerne sagen, dass er auf deren Schultern sitzt, wenn das nicht schon Max Weber für sich selbst gesagt hätte. Die Forschungskarriere Konrad Jarauschs jedenfalls reflektiert die transatlantische Wissenschaftsgeschichte mit ihren Transfers aufs Beste. Seine Karriere ist die Ausnahme, welche die Regel bestätigt, dass die Wissenschaft in Deutschland aufgewachsen und in den USA erwachsen geworden ist, um dann in Deutschland wieder ansässig zu werden beziehungsweise nach Deutschland zurückzukehren. Konrad Jarausch verkörpert also jene transatlantische Bürgerschaft, die in dem deutsch-amerikanischen Wissens-, Personen- und Institutionen-Transfer seit dem 19. Jahrhundert angelegt ist. Was wird hier nun aber verkörpert?

Die hauptsächlichen Elemente dieses transatlantischen Bürgertums in der Wissenschaft bestehen erstens in der Fähigkeit zum Spagat zwischen zwei weitgehend nationalen Wissenschaftskulturen, die sich allerdings in Umkehrung der Entwicklung der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts in der zweiten Hälfte wieder zueinander geöffnet haben. (Vergleichen Sie im Übrigen den umgekehrten Prozess im Verhältnis der DDR-Wissenschaft zur Sowjetunion!) Diese Öffnung war durchaus auch eine ideologische im Sinne einer Westorientierung. Für die Geschichtsschreibung besonders wichtig war die Abarbeitung nationaler Meistererzählungen und Sonderwege (etwa in der Debatte über den Ersten Weltkrieg) zugunsten einer Pluralität post-nationaler Narrative. Wie sehr aber die Internationalisierung der Forschung weitere Horizonte öffnete: Wissen blieb nach wie vor national organisiert – und weder Westorientierung noch europäische Integration haben daran grundsätzlich etwas geändert.

Der Auf- und Ausbau des bi- und internationalen Austausches von Studenten, Lehrern und Wissenschaftlern war die zweite Komponente, wobei dann allerdings doch die relative Dürftigkeit dieses Austausches vor allem in der so erfolgreichen frühen Nachkriegszeit im Vergleich mit seiner (relativen) Dichte im 19. Jahrhundert hervorgehoben werden sollte. Über die fünfzig Jahre Nachkriegsgeschichte hin hat sich die Entwicklung von einer zunächst auf die USA gerichteten finanziellen und personellen Orientierung zugunsten einer Rückorientierung auf Deutschland verschoben – auch in dem Sinne, dass inzwischen amerikanische Universitäten hin und wieder zu zahlen bereit sind, um ihre Studenten in Deutschland unterzubringen. In der Forschung selbst ist immer noch

ein unverkennbarer brain-drain von Deutschland ins Ausland, wenn auch nicht mehr unbedingt in die USA, festzustellen. Der Austausch wurde gefördert; er war bis zu einem gewissen Grad asymmetrisch, aber wichtiger ist doch, dass er trotz aller Asymmetrien im strikten Sinne international war und blieb.

Als Drittes lässt sich das Moment einer zunehmenden Transparenz der Forschung vor allem im Sinne der Transparency der Forschungsergebnisse gerade auch in den Geistes- und Sozialwissenschaften hinzufügen. In der reinen Theorie sollte dies zwar eine Selbstverständlichkeit sein, aber in der Praxis stellt sich doch sehr schnell heraus, dass die unterschiedlichen nationalen Wissenschaftskulturen nicht nur in den Geistes- und Sozialwissenschaften Ergebnisse der Forschung stark filtrierte haben. Es gibt nicht nur nationale Stile der Forschung und, mehr noch, Schreib-Stile, sondern natürlich gibt es auch nationale Zitatens-Kartelle, wenn nicht gar ausgewiesene *protection rackets* – und zwar auf beiden Seiten. Jedoch gibt es auch, und gibt es zunehmend, eine Vielzahl von Foren und Medien einer transatlantischen Diskussion bei einer nach wie vor nationalen und territorialen Organisation des Wissens.

Wissen und Nation waren und sind doch aufs Engste miteinander verflochten. Daran hat auch die Internationalisierung der Wissenschaft in der Nachkriegszeit nichts Grundsätzliches geändert. Historisch gesehen hat sich zwar in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts die Wissenschaft nach Außen geöffnet und damit einen Prozess wieder aufgenommen, der zu Beginn des Jahrhunderts in der Vermischung von Elitismus und Nationalismus verloren gegangen war. Diese Überwindung des Nationalismusschubes der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts in der Nachkriegszeit ist eine Errungenschaft, die wir bei allen Reformkrisen hervorheben und im Rückblick auf die Karriere von Konrad Jarausch auch feiern wollen. Aber die gelungene Überwindung dieser (Vor-)Vergangenheit sichert die Zukunft nicht. Denn wir können nicht dort weitermachen, wo das 19. Jahrhundert aufgehört hat.

Hier beginnen nun die kleinen transatlantischen Unterschiede zu greifen. So möchte ich Konrad Jarausch im Namen aller meiner amerikanischen Kollegen in seiner amerikanischen Heimat wieder willkommen heißen und der Hoffnung Ausdruck geben, dass der beste Teil seiner Karriere noch vor ihm liegt. Altersgrenzen sind in den Vereinigten Staaten bekannterweise verfassungswidrig, ganz abgesehen davon, dass es sich auch erfolgreiche Akademiker nicht so ohne weiteres leisten können, in den Ruhestand zu treten. Als Leitmotiv für sein neues Leben möchte ich Konrad einen Spruch von Nancy Pelosi, Congress-Woman und Speaker-Elect aus Kalifornien, in Erinnerung rufen, die kürzlich angesichts des Wahlerfolges der Demokraten sagte: „We have made history. Now we have to make progress.“ Auf unsere Situation angewandt: Die Sache mit den Errungenschaften der transatlantischen Bürgerschaft ist gut und schön, aber so sehr wir in der Erinnerung an die alten Zeiten schwelgen wollen, es geht auf beiden Seiten des Atlantiks darum, die Zukunft zu gestalten. Die transatlantische Bürgerschaft ist nur so gut, wie es ihr gelingt, diese Zukunft zu meistern.

Wir leben in einer Zeit der massiven Transformation des gesamten Hochschulwesens, in der die deutsche Tradition der Forschungsuniversität ebenso zur Disposition steht wie ihre amerikanische Anverwandlung im demokratischen und forschungsorientierten Universitäts- und College-Wesen. Die große, gegenwärtige Herausforderung für uns alle ist der Umbruch, in dem sich die amerikanische und die deutsche Wissenschaftskultur und, in diesem Kontext, die deutsch-amerikanischen Wissenschaftsbeziehungen befinden. Jene etwas mehr als 100-jährige Geschichte des Aufstiegs der amerikanischen Forschungsuniversität und damit auch die Geschichte des insgesamt wohl erfolgreichsten deutschen Export-Artikels stehen vor einem Wendepunkt, weil sich beide Seiten verändern müssen. Ob wir in dieser Situation nun eher zu den Bewahrern oder Veränderern gehören: Die nationalen, deutschen und amerikanischen Wissenschaftskulturen, so wie wir sie aus der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts kennen, sind tatsächlich pensionsreif. Als Historiker werden wir diese vergehende Gegenwart darzustellen wissen, als Wissenschaftler und als Bürger hingegen ist es unsere Aufgabe, die Gegenwart und Zukunft zu gestalten – nicht um sie aufzugeben, sondern um sie aufzuheben. Gerade in dieser Situation wollen wir natürlich unter keinen Umständen auf Konrad Jarauschs Erfahrung und seine unerschöpfliche Tatkraft verzichten.

Was ansteht, ist nicht schlechterdings die Einführung des Bakkalaureats-Studiums und die Fortführung der Exzellenz-Initiative, obwohl diese Reformen die deutschen Gemüter vorwiegend bewegen. Diese beiden Initiativen sind vielmehr Ausschnitte einer sehr viel umfassenderen Umwälzung der gesamten Hochschullandschaft – und als deutsche bzw. europäische Antwort auf die Krise der Universität sind sie auch nur eine Lösungsvariante für die Neugestaltung der Wissenschafts-Landschaft. Grundstürzende Antworten sind etwa im angelsächsischen Raum – von Großbritannien bis Australien – entwickelt worden. Nicht zuletzt ist auch das in der Vergangenheit so erfolgreiche, amerikanische Hochschulwesen in einem tiefgreifenden Umbruch begriffen, der sich teils aus der Enttäuschung über die unerfüllten Hoffnungen und Erwartungen einer demokratischen Universitätskultur und teils aus der zunehmenden Verschärfung der globalen Konkurrenz in Forschung und Lehre ergibt. Diejenigen, die „Amerika“ nachahmen wollen, sollten deshalb bedenken, dass das amerikanische Hochschulwesen auf dem Weg in eine neue Zukunft ist. Wohin das gehen soll, weiß niemand so genau.

Was sicher ist in dieser Situation, ist, dass nichts in der transatlantischen Wissenschaftsbeziehung so bleiben wird, wie es einmal war. Drei Stichworte müssen genügen, um zumindest die allgemeine Richtung dieser Entwicklung anzudeuten. Der erste Problemkomplex besteht in der explosiven Ausweitung des postsekundären Bildungs- und Ausbildungssystems, was sich in Deutschland nicht zuletzt darin ausdrückt, dass bei stagnierender Bevölkerungszahl die Zahl der Studierenden dennoch steigt und weiterhin steigen wird, und in den USA dieselbe Zahl angesichts der wachsenden Bevölkerung geradezu explodiert. Es stellte sich seit den siebziger Jahren immer deutlicher heraus, dass die Massen-Universität kei-

neswegs eine gesamtgesellschaftliche Universität war und das Recht auf Bildung und postsekundärer Ausbildung im Wesentlichen eine breite männliche Mittelschicht betraf. Die Durchsetzung eines allgemeinen Rechts auf Bildung und Ausbildung ist zu einem Problem von außerordentlicher Sprengkraft geworden, wie etwa das Plebiszit über *affirmative action* im Staate Michigan deutlich macht. *Affirmative Action* ist längst nicht mehr eine Sache der politischen Korrektheit, sondern eine Klassenfrage. Zugang zu post-sekundärer Weiterbildung entscheidet über Einkommensdifferenzen, die in den letzten zwanzig Jahren ständig gewachsen sind.

Was hier zur Debatte steht, sind die Grenzen und Möglichkeiten von citizenship, von Bürgerschaft. Dass damit eine Auseinandersetzung über Ausbildungsgänge und Qualifikationen einhergeht, sei hier nur am Rande erwähnt, obwohl dieser letzte Punkt gewissermaßen ans Eingemachte geht. Denn es sieht so aus, dass die Zukunft der postsekundären Bildung und Ausbildung nicht der Universität, sondern den Fachhochschulen und deren Äquivalenten, wie etwa den Polytechnics und den Community Colleges gehört. Dies entlastet in gewisser Weise die Massen-Universität und setzt sie frei, wenn es denn gelingen sollte, tatsächlich ein funktionierendes System der postsekundären Ausbildung zu schaffen. Aber diese Veränderung betrifft natürlich auch die Universitäten; denn diese werden zunehmend der kleinere Teil des gesamten Hochschulwesens sein.

Der zweite Problemkomplex besteht in dem, was nur ganz unzureichend als *international education* in der Praxis der Universitäten und als Globalisierung der Lehre bzw. global citizenship in der politischen Theorie zu greifen versucht wird. Es handelt sich hier insgesamt darum, wie die Universitäten – oder genau genommen: das gesamte tertiäre System – mit dem Modernisierungsschub des späten 20. Jahrhunderts umgehen wollen. Dies betrifft zum einen die Formen der Globalisierung der Lehre: Bislang geht es noch weitgehend darum, Austauschprogramme und international studies – im Übrigen der am schnellsten wachsende „major“ an amerikanischen Universitäten – auszubauen. Aber die Zukunft gehört neuartigen Verbundsystemen der Lernenden, wobei die Weiterentwicklung der Fern-Universitäten ebenso in Erwägung zu ziehen ist wie Ansätze zu einer integrierten Lehre, die mehrere Universitäten in unterschiedlichen Ländern umfassen kann. Erasmus und Lingua haben hier ein gutes Stück vorgearbeitet. Aber die anstehende Option ist eher mit dem zu vergleichen, was in der Industrie out-sourcing genannt wird. Warum nicht einzelne Wissenszweige dort abdecken, wo es am Besten machbar ist? Universalität war ein schönes Prinzip der alten, territorialen und nationalen Universität. Aber sie ist nicht mehr so unbedingt sinnvoll in einem transnationalen Zeitalter. Manche Dinge lassen sich eben in London besser studieren als in Berlin oder Tokio oder Singapur – und umgekehrt! Eine de-territorialisierte, arbeitsteilige Auffächerung von Bildung und Ausbildung, die, wenn man dem englischen Modell folgen will, for profit dort gemacht wird, wo sie am Besten und Preiswertesten angeboten wird, ist durchaus nicht mehr bloß Zukunftsmusik. Der schön integrierte BA-Studiengang ist mög-

licherweise schon wieder Makulatur. Jedenfalls läßt sich eine neue, transnationale Mobilität der Lernenden – wenn man so will: ein neues Mittelalter – absehen. Natürlich ändert der Modernisierungsschub der letzten dreißig Jahre auch die Ziele und Zwecke der Bildung mit weitreichenden Folgen. Der Bedarf an Weltaneignung ist ungeheuer gewachsen – und mit diesem Bedarf auch der Modus der Verständigung. Bildung verlangt ein Weltwissen, das bislang kaum identifiziert, geschweige denn kodifiziert ist. Die Universitäten sind auf die Vermittlung dieses Weltwissens nur sehr unzureichend vorbereitet. Die Curricula hinken hinterher. Wer sich Weltwissen aneignen will, ist weitgehend auf die Medien angewiesen – ein Zustand der Ungleichzeitigkeit, der auf die Dauer kaum tragbar sein wird. Aber es geht nicht einfach – als ob Personalpolitik jemals „einfach“ wäre – darum, den Stellenplan von Departments und Fakultäten zeitgemäß umzubauen. Denn der Modus der Verständigung selbst hat sich geändert. Dieser kann nun nicht mehr als Einbahnstraße einer westlichen Weltaneignung, sondern nur als dialogischer Prozess der Anerkennung – oder vielleicht alternativ: als neo-imperiale Multikulturalität – stattfinden. Meines Erachtens liegt in der Stillung eines globalen Erklärungsbedarfes, der Erarbeitung eines historischen und zeitgemäßen Weltwissens, die Zukunft der geistes- und sozialwissenschaftlichen Bildung – und Sie können sich an den eigenen fünf Fingern abzählen, was das für die personelle Zusammensetzung der historischen Seminare bedeutet. Wir brauchen in der Tat eine andere Geschichte, um die nationalen Bürgerschaften mit ihrer Teilnahme an der Weltgesellschaft vertraut zu machen.

Kommt als dritter Problemkomplex die Transnationalisierung von research communities oder research networks hinzu. Manche etwas verwegene Geister träumen sogar von einer neuen TNU (Transnational University) – als dem letzten Refugium einer forschungsorientierten Elite. Wie immer wir das betrachten wollen, das erstaunliche an der Sache ist, wie trotz des Prinzips der universalen Transparenz nationale Forschungskulturen proliferieren und mit einer erstaunlichen Selbstverständlichkeit auch im Mittelpunkt der Wissenschaftspolitik stehen. Die Wissenschaft ist zwar global, wird aber noch weitgehend national gemacht. Die Exzellenz-Initiative ist ein gutes Beispiel dafür.

Aber auch das ist mit oder ohne Exzellenzinitiative ins Rutschen gekommen. Denn bei aller Großzügigkeit des deutschen Staates: Standortvorteile können nur dann erreicht werden, wenn gleichzeitig transnationalisiert wird – etwa in der Personalpolitik und der Ausschöpfung von transnationalen Wissenschaftsverbindungen. Um wirklich Spitzenforschung auf irgendeinem Gebiet zu betreiben, ist der Pool nationaler Wissenschaftler gewöhnlich zu klein. Das trifft meines Erachtens auch auf die Geistes- und Sozialwissenschaften zu, obwohl hier die meisten Universitäten noch in nationaler Vereinzelung dahindröseln. In Berlin wird der Vorteil ansatzweise genutzt. Transnationalen Initiativen gehört die Zukunft. Im Rahmen transnationaler Forschungsverbände wird sich dann auch sehr schnell herausstellen, was an realer Europäisierung, was an Transatlantisierung, und was an Außer-Europäisierung hinter diesem Begriff steht.

Tatsächlich lässt sich auch in den Geistes- und Sozialwissenschaften keine Spitzenforschung ohne Rückgriff auf globale Ressourcen machen, seien sie personeller oder – dies ist noch einmal ein gesondertes Kapitel – finanzieller Art. Ich will nur hinzufügen, dass diese Entwicklung nicht unbedingt in einem vor allen von Großbritannien stark betriebenen *academic capitalism* enden muss, wie er sich vor allem in den techno-sciences, also insbesondere den life sciences, herausgebildet hat. Aber was immer man über diesen Geist des Kapitalismus denken will, er ist bislang die am weitesten ausgereifte Lösung einer Transnationalisierung der Wissenschaft und eher solidaristisch und demokratisch agierende Wissenschaftspolitik (und Forscher) werden sich spüten müssen, wenn sie eine praktikable Alternative anbieten wollen. Nationale Initiative, selbst die nach deutschen Maßstäben relative großzügige Exzellenz-Initiative, sind schlechterdings nicht groß genug, um kompetitiv zu sein. Und letzteres sollte nicht im Sinne von bloßer „Effizienz“ verstanden werden. Wir alle wissen, dass Universitäten, dass Spitzenforschung nur dann wirklich erfolgreich sind, wenn sie sich ein gewisses Maß an Ineffizienz und Durchwursteln, an falschen Ansätzen, *blind alleys* und allem, was man vornehm „*dead wood*“ nennt, leisten können. Niemand will dazugehören, aber eine gewisse Ineffizienz gehört nun einmal zum kreativen Prozess.

Es ist ein weiter Weg von Theodor Mommsen und selbst auch von dem Internationalismus der Wissenschaft der Nachkriegszeit mit ihrer transatlantischen Bürgerschaft zu diesen gleichermaßen lokalen und globalen Konfigurationen. Es sieht so aus, als ob im Gegenzug zu diesen Entwicklungen politisch und kulturell nationales Ressentiment sehr wohl einmal mehr die die Überhand gewinnen könnte. Aber die beste Praxis der Wissensorganisation platzt überall aus den Nähten dieser nationalen Beschränkung heraus. Deshalb kann gelten: Welchen akuten Schaden nationale Ressentiments immer schaffen werden: Die Zukunft und der Fortschritt gehören denen, die es verstehen, Wissen und Wissensproduktion transnational zu generieren und zu verbreiten.

Dieser Zukunft möchte ich mich zuwenden in der Erwartung, dass Konrad Jarausch sie als transatlantischer Bürger par excellence mitgestalten wird. Wie kaum ein anderer hast Du, lieber Konrad, transatlantische Geschichte gemacht, indem Du immer wieder Neues angefangen hast. Deshalb möchte ich schließen, indem ich Pelosi's Leitmotiv variere:

You have made history. Now let's make progress. Welcome back home!